

Einleitung: Anfänge in Differenz

»Es muß gelesen werden zuerst.«
(Jacques Lacan, *Encore*)

a) Das Ende des Buches – Drei Szenen

Sobald man eine philosophische Theorie in einem Buch zusammenfassen will, stellt sich die Frage nach dem richtigen Anfang. Ein wissenschaftliches Buch sollte »von vorne« beginnen und den entwickelten Gedankengang zu einem – sei es auch vorläufigen – Ende führen. Wie aber soll man mit einem Denken beginnen, das selbst weder einen historischen noch einen logischen Anfang hat? Um der Forderung nach dem richtigen Anfang des Denkens auszuweichen, besteht jedoch immer die Möglichkeit, ihn durch das Hinzufügen eines Vorwortes hinauszuzögern, sich gleichsam innerhalb des Buches außerhalb des Buches zu stellen und so die Grenze des Geschriebenen zu umreißen. Das Vorwort wäre dann jener Ort, an dem sich die Problematik des Anfangs thematisieren lässt, wodurch der Anfang zugleich aufgeschoben und als absoluter bereits in Frage gestellt ist.

Wenn im Folgenden drei so unterschiedliche Denkansätze wie jene Hegels, Wittgensteins und Derridas in einem gemeinsamen Raum verortet werden und miteinander in Beziehung treten sollen, gibt es für ein solches Projekt aus einem bestimmten Grund keinen einfachen, jedenfalls keinen notwendigen Ausgangspunkt. Gleichwohl muss in irgendeiner Weise begonnen werden. Weil die hier betrachteten Autoren ihrerseits das Problem des Anfangs vor Augen haben, können – ohne weitere Vorworte – drei miteinander kommunizierende Anfangsszenen ein Feld des Fragens eröffnen.

Erste Szene

»Meine Absicht war es von Anfang, alles dies einmal in einem Buche zusammenzufassen, von dessen Form ich mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Vorstellungen machte. Wesentlich aber schien es mir, daß darin die Gedanken von einem Gegenstand zum anderen in einer natürlichen und lückenlosen Folge fortschreiten sollten.

Nach manchen mißglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem solchen Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, daß mir dies nie gelingen würde.« (WW1, S. 231)¹

Der Plan, seine Gedanken in einem Buch »zusammenzuschweißen«, so Ludwig Wittgenstein im Vorwort zu seinen *Logischen Untersuchungen*, ist gescheitert. Aber, darauf scheint Wittgenstein Wert zu legen, er bestand von Anfang an. Die Absicht, ein Buch zu schreiben, steht am Anfang. Nicht das Buch als materielles Objekt ist ›nie gelungen‹, denn wiewohl es nicht mehr zu Wittgensteins Lebzeiten veröffentlicht wurde, liegt es heute in vielfacher Ausführung vor. Was sich nicht verwirklichen lässt, ist eine bestimmte Eigenschaft, ein wesentlicher Charakterzug des Geschriebenen, den Wittgenstein hier »Buch« nennt, nämlich »[...] daß darin die Gedanken von einem Gegenstand zum anderen in einer natürlichen und lückenlosen Folge fortschreiten«. Demnach stellt die soeben angesprochene Forderung des Buches nach einem Anfang und einem Ende genauer betrachtet eine Forderung nach Ganzheit dar. Die darin ausgedrückten Gedanken sollen sich vom Anfang bis zum Ende in einem geschlossenen System ausbreiten – ›natürlich und lückenlos‹.

Wenn sie kein ›Buch‹ geworden sind, wenn sie also keinen Anfang und kein Ende haben, welchen Status haben die *Logischen Untersuchungen* dann? Wittgenstein vergleicht die dort versammelten Bemerkungen mit einer »Menge von Landschaftsskizzen«, die »kreuz und quer« ein »Gedankengebiet« durchmessen und aus unterschiedlichen Perspektiven immer wieder dieselben oder zumindest ähnliche Landmarken anvisieren. Keine der Skizzen bildet das Gebiet vollständig ab, die meisten sind sogar »[...] verzeichnet, oder uncharakteristisch, mit allen Mängeln eines schwachen Zeichners behaftet« (ebd.). Erst nach einer gewissen Selektion konnte eine Reihe mehr oder weniger gelungener Zeichnungen so angeordnet werden, dass sie in ihrem Zusammen-

1 Die im ersten Band der Werkausgabe (WW1) zusammengestellten Texte Wittgensteins werden wie folgt zitiert: Der *Tractatus* wird anhand der Satznummerierung, die *Philosophischen Untersuchungen* anhand des jeweiligen Paragraphen wiedergegeben; alle weiteren im Band abgedruckten Texte durch Seitenzahlen, die entgegen der üblichen Verwendung der Siglen mit einem S. gekennzeichnet sind, um Verwechslungen mit den Satznummernierungen des *Tractatus* auszuschließen.

spiel ein schwaches Bild der Landschaft vermitteln. »So ist also dieses Buch eigentlich nur ein Album.« (WW1, S. 232)

Allerdings liegt es nicht an den mangelnden Fähigkeiten des Autors, wenn sich die philosophischen Gedanken nicht in die gewünschte Ordnung eines Buches fügen. Laut Wittgenstein sind es die Gedanken selbst, die sich aufgrund einer »natürlichen Neigung« gegen das Voranschreiten in einer einzigen Richtung sperren und – der anfänglichen Absicht des Autors zum Trotz – die Entstehung eines »guten« Buches verhindern. Die chronologische Folge des Buches scheint der Natur des philosophischen Gedankens entgegenzustehen, sich räumlich, in einer Landschaftstopographie ohne festen Haltepunkt auszubreiten. Auf die Frage, wie vielleicht ein anderer Anfang des Buches aussehen könnte, antwortet Wittgenstein in einer Notiz aus dem Jahr 1930:

»Wenn ich nicht recht weiß, wie ein Buch anfangen, so kommt das daher, daß noch etwas unklar ist. Denn ich möchte mit dem der Philosophie gegebenen, den geschriebenen und gesprochenen Sätzen, quasi den Büchern, anfangen. Und hier begegnet man der Schwierigkeit des ›Alles fließt‹. Und mit ihr ist vielleicht überhaupt anzufangen.« (WW8, 461)

Zweite Szene

»Eine Erklärung, wie sie einer Schrift in einer Vorrede nach der Gewohnheit vorausgeschickt wird [...], scheint bey einer philosophischen Schrift nicht nur überflüßig, sondern um der Natur der Sache willen, sogar unpassend und zweckwidrig zu seyn. Denn wie und was von Philosophie in einer Vorrede zu sagen schicklich wäre, – etwa eine historische *Angabe* der Tendenz und des Standpunktes, des allgemeinen Inhalts und der Resultate [...] –, kann nicht für die Art und Weise gelten, in der die philosophische Wahrheit darzustellen sey.« (PhG, 9)

Es scheint, als ob der Systementwurf Hegels, wie er mit der *Phänomenologie des Geistes* und den drei Büchern der *Wissenschaft der Logik* vorliegt, die Kriterien eines ›Buches‹ im Sinne Wittgensteins erfüllen würde.² Seinem eigenen Anspruch nach ist es Hegel gelungen, »das Reich des Gedankens philosophisch d.i. in seiner eigenen immanenten Thätigkeit, oder was dasselbe ist, in seiner nothwendigen Entwicklung darzustellen [...]« (WdL I.1, 10).

Weshalb aber nun diese rätselhaften ersten Sätze der Vorrede der *Phänomenologie des Geistes*, die von sich behaupten, keine Vorrede – jedenfalls keine nach der Gewohnheit – zu sein? Mehrfach betont Hegel das Bedürfnis

2 Mit Adorno könnte man allerdings einschränken: »Die Phänomenologie mag man zur Not noch als Buch betrachten, die Große Logik gestattet es nicht mehr.« (Adorno, Theodor W.: Drei Studien zu Hegel. Frankfurt a. M. 1963, S. 109)

der philosophischen Wissenschaft, ohne vorangehende Reflexion »von vorne« zu beginnen, da alles, was vorweg über sie gesagt werden kann – eine Angabe des Inhalts, der Resultate oder der angewandten Methode –, erst im Rahmen der eigentlichen Darstellung erarbeitet werden müsse (WdL I.1, 10 u. 53). Das trifft in ganz besonderem Maße auf »das Reich des Gedankens«, auf die Denkbestimmungen zu, »[...] von denen wir«, so Hegel, »allenthalben Gebrauch machen, die uns mit jedem Satze, den wir sprechen, zum Munde herausgehen« (WdL I.1, 12). Von den Kategorien des Denkens können wir uns nicht distanzieren, wir können sie nicht zum Gegenstand einer Betrachtung machen, ohne sie im gleichen Moment in Anspruch zu nehmen. In der philosophischen Wissenschaft fallen daher Inhalt und Methode zusammen, die Explikation der »notwendigen Entwicklung« unserer Denkbestimmungen muss zugleich die Methode der Darstellung enthalten. Erst wenn die logischen Bestimmungen vollständig und in ihrem immanenten Zusammenhang dargelegt worden sind, lässt sich etwas über das methodische Prinzip sagen, das sie miteinander verbindet. Da also weder der Inhalt der Untersuchung noch ihr Verfahren als bereits erkannte und benennbare Gegenstände vorliegen, ist ein Vorwort streng genommen überflüssig. Trotzdem kann Hegel offenbar nicht auf eine solche unstatthaftes Vorwegnahme verzichten, wie sich an den zahlreichen Vorreden und Einleitungen zur *Phänomenologie des Geistes* und der *Wissenschaft der Logik* ablesen lässt.

Nun bringt es der angedeutete prozessuale Aufbau des Hegel'schen Systems nicht nur mit sich, dass sich die untersuchten Denkbestimmungen zu einem Kreis zusammenfügen müssen, »der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfange hat« (PhG, 18). Er fordert umgekehrt auch eine sehr sorgfältige Vorbereitung jenes Anfangs, weil darin bereits das Ende enthalten sein muss. Man könnte demnach sagen, die vornehmliche Aufgabe der Vorreden und der Einleitungen liege darin, alle historischen Irrtümer über die Natur der philosophischen Betrachtung aus dem Weg zu räumen. Im Zuge einer derartigen Säuberung und Entgrenzung soll sich dann der noch unbestimmte Raum öffnen, in dem die eigentliche Darstellung tatsächlich »von vorne« beginnen kann. Damit aber ein solcher entleerter Raum als absoluter Anfang der logischen Rekonstruktion in Erscheinung treten kann, muss auch noch die letzte Vorbereitung, die Reflexion über den Anfang selbst, ausgestrichen werden. Das Vorwort wird sich daher in seiner Funktion zur Sicherung des Anfangs an der Schwelle des Textes aufheben müssen. So kommt Hegel in seiner *Wissenschaft der Logik* nach mehr als fünfzig Seiten Erläuterungen zu der erstaunlichen Einsicht:

»[...] dieß Einfache, das sonst keine weitere Bedeutung hat, dieß Leere ist also schlechthin der Anfang der Philosophie.

Diese Einsicht ist selbst so einfach, daß dieser Anfang als solcher, keiner Vorbereitung noch weiterer Erklärung bedarf; und diese Vorläufigkeit von Räsonnement über ihn konnte nicht die Absicht haben, ihn herbeyzuführen, als vielmehr alle Vorläufigkeit zu entfernen.« (WdL I.1, 65)

Dritte Szene

»Dies hier (also) wird kein Buch gewesen sein.« (Dis, 11) Der erste Satz, mit dem Jacques Derrida den Aufsatzband *La dissémination* eröffnet, scheint gleich zu Beginn jene Idee des Buches, die laut Wittgenstein ein »natürliche und lückenloses Fortschreiten des Gedankens« fordert, zurückweisen zu wollen. Gemäß seiner Überschrift bewegt sich der mit diesem Satz eingeleitete Text deshalb in einem »Buch-Außerhalb« (*dehors-livre*). Bemerkenswert ist vor allem die Zeitform des ersten Satzes: »wird gewesen sein«, zweites Futur, es wird sich zeigen, dass der folgende Text zu keinem Zeitpunkt ein Buch war. Und zugleich deutet das in Klammern vermerkte »also« auf eine gewisse Notwendigkeit, die erklären kann, weshalb sich die Gedanken nicht zu einem Buch zusammenschließen, keinen Anfang und kein Ende haben. Der Text untersteht jedenfalls, wie Derrida im nächsten Absatz verdeutlicht, weder einem »leitenden Entwurf« noch einer »kontinuierlichen Fortentwicklung« noch einem »Gesetz« (ebd.).

Doch ist nicht gerade mit der eingeklammerten Schlussfolgerung – (also) – bereits dem widersprochen, was der Satz zu sagen behauptet? Heißt nicht: »Dies hier (also) wird kein Buch gewesen sein«, soviel wie: Am Ende wird man feststellen, dass der erste Satz nicht der Anfang war? Was allerdings ebenfalls bedeutet: Dort, wo der Text abbricht, wird es kein absolutes Ende geben, wird nicht alles gesagt sein, wird ein Rest bleiben. Einer bestimmten Logik folgend, die offenbar mit der des Buches bricht, muss dieser eigentümliche Satz freilich zu Beginn stehen, um am scheinbaren Anfang sogleich eine Art notwendiges Scheitern des Ganzen, des Buches, anzukündigen. Gewissermaßen wiederholt Derrida die Geste der Hegel'schen Vorrede, die ebenfalls behauptet: »Dies hier (also) wird keine Vorrede gewesen sein«, allerdings entgrenzt er sie radikal und dehnt sie auf die gesamte philosophische Betrachtung aus. Dazu bedarf es keiner großen Vorworte. Weil der Satz, »Dies hier (also) wird kein Buch gewesen sein«, seinen eigenen Kontext zerstört, ihn ohne Unterlass öffnet, lässt er sich verallgemeinern als: »Es wird kein Buch gegeben haben«, oder auch: »Das Buch hat keine Gegenwart, weder eine vergangene noch eine zukünftige«.

Weshalb aber ist die Idee des Buches, die, wie Derrida in seiner *Grammatologie* schreibt, »immer auf eine natürliche Totalität verweist« (G, 35), weshalb ist diese Idee hinfällig geworden? Während Wittgenstein die Unmöglichkeit des Buches mit der Erfahrung begründet, dass sich die philosophi-

schen Gedanken nicht in eine einzige Richtung zwingen lassen, sieht Derrida darin eine Umwälzung von epochalem Ausmaß. Seine These vom »Ende des Buches« wendet sich gegen die Vorstellung, die Bedeutung des Seins lasse sich in einem geschlossenen System, mit einem bestimmbaren Anfang und einem bestimmbaren Ende, repräsentieren. Stattdessen muss man von einem Sprachmodell ausgehen, in dem sich die Bedingung der Möglichkeit des Bedeutens nicht mehr vollständig kontrollieren lässt und das daher als Ausstreuung des Sinns zu denken wäre. Entsprechend zeichnet sich das von Derrida gegen die Logik des Buches in Stellung gebrachte Konzept einer »allgemeinen Schrift« durch eine fundamentale Diskontinuität aus:

»Die Idee des Buches, die immer auf eine natürliche Totalität verweist, ist dem Sinn der Schrift zutiefst fremd. Sie [die Idee des Buches; D.Q.] schirmt die Theologie und den Logozentrismus enzyklopädisch gegen den sprengenden Einbruch der Schrift ab, gegen die aphoristische Energie und, wie wir später sehen werden, gegen die Differenz im allgemeinen. Wenn wir den Text vom Buch abheben, dann wollen wir damit sagen, daß der Untergang des Buches, wie er sich heute in allen Bereichen ankündigt, die Oberfläche des Textes bloßlegt.« (G, 35)

b) Gegenstrebige Fügungen

Um die logischen Voraussetzungen des eigenen Denkens aufzuklären, kennt die Philosophie vereinfacht gesprochen zwei modellhafte Zugangsweisen: das System und die Geschichte. Die systematische Ableitung geht von gleichbleibenden und universellen Strukturen oder Formen der Erkenntnismöglichkeiten aus, die sich losgelöst von den je historischen Wissensbeständen aufzeigen lassen müssen. Hat die Vormoderne diese Formen in einer idealen göttlichen Ordnung gesucht, findet sie die Moderne in den Kategorien des menschlichen Verstandes. Derart entdeckt sie einen Bereich transzendentaler Bedingungen, die, etwa bei Kant, dem Bewusstsein überhaupt zukommen und die Möglichkeiten jeder Erkenntnis *a priori* festlegen. Eine solche transzendentale Denkfigur ist jedoch auch dort anzutreffen, wo das Bewusstseinsparadigma zugunsten einer Analyse der Sprache verlassen wird. Wenn, wie Kant sagt, in der Tat kategoriale »Begriffe« die Funktionsweise des Verstandes bestimmen, dann lässt sich deren logische Konstitution unabhängig von einem Bewusstsein als Gesetzmäßigkeit der Sprache verstehen. Denken selbst bleibt auf eine fundamentale sprachliche Struktur angewiesen, die jeden Erkenntnisakt präformiert. Neben eher logisch-syntaktischen Ansätzen, wie beispielsweise jenen von Gottlob Frege oder Bertrand Russell, die auf eine elementare und formalisierbare Logik des Satzes zielen, kann als eine weitere Spielart der transzendentalen Sicht auf die Sprache die strukturelle Linguistik im Anschluss an Ferdinand de Saussure angeführt werden; auch sie versucht, die

Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Ausdrucks jenseits seines historischen wie kulturellen Wandels aufzudecken.³

Gegen den universalistischen Anspruch des systematischen Zugangs formiert sich in der Moderne eine Kritik im Namen der Geschichte. Sie bezweifelt keineswegs die Notwendigkeit allgemeiner Formen der Erkenntnis, wohl aber deren unbedingte und überzeitliche Geltung. Vernunft ist keine anthropologische Konstante, sie hat ihre Grundlage im je geschichtlich konkreten Dasein des Menschen. Seine Fähigkeit zur Vernunftseinsicht kann demzufolge als Resultat einer historischen Entwicklung begriffen werden. Nicht nur Marx' berühmtes Diktum, das ›Sein bestimmt das Bewusstsein‹, relativiert die systematische Deduktion der Voraussetzungen des Denkens, indem es sie für eine Analyse der ökonomischen, politischen und kulturellen Hintergründe des Wissens öffnet. Auch die Phänomenologie Husserls rekurriert auf einen lebensweltlichen »Boden« der Erfahrung, in dem alle Erkenntnisleistungen der objektiven Wissenschaft gründen.⁴ Insbesondere in der sprachtheoretischen Wende des 20. Jahrhunderts tritt deutlich zutage, dass die Begriffe, mit denen die logischen Universalien erfasst werden sollen, ihrerseits einer kulturell wie zeitlich begrenzten Semantik entstammen. Das wechselseitige Verwiesensein von logischer Syntax und historischer Semantik ruft so eine im weitesten Sinne hermeneutische Wissenschaft auf den Plan. Sie macht es sich zur Aufgabe, in der Auseinandersetzung mit der Tradition bzw. mit anderen Kulturen die interne Verfasstheit des eigenen Horizontes sinnvoller Rede zu verstehen. Über die philosophische Hermeneutik von Dilthey, Heidegger oder Gadamer hinaus widmet sich dann ein ganzes Feld kulturwissenschaftlicher Analysen der historischen Rekonstruktion von Sinnzusammenhängen, die den jeweiligen Rahmen des Wissens vorgeben.

Die Freilegung der unhinterfragten Voraussetzungen des Erkenntnisgewinns am Leitfaden der Geschichte steht einer systematischen Ableitung alledings nicht ausschließend gegenüber. Sie will vielmehr eine Antwort auf ein zentrales methodisches Problem der Transzentalphilosophie geben und kann insofern als ihre Modifikation gelten. Jede kategoriale Analyse muss nämlich erklären, wie sie eine reine Anschauung von den logischen Bedingungen des Denkens gewinnen kann und woher sie die Gewissheit einer solchen Einsicht nimmt. In der bewusstseinstheoretischen Variante wird dies über eine Rückwendung des denkenden Subjekts auf sich selbst, eine Refle-

3 Vgl. Saussure, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 3. Aufl., Berlin/New York 2001, S. 7. Zum »Kantianismus« der analytischen Sprachphilosophie vgl. Rorty, Richard: Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie. Frankfurt a. M. 1981, S. 18.

4 Vgl. Husserl, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. Gesammelte Schriften Bd. 8, hrsg. von Elisabeth Ströker, Hamburg 1992, S. 130ff.

xion erreicht. Nur als identische Einheit, die sich ihrer selbst über die Zeit hinweg in unmittelbarer Apperzeption gewiss ist, kann das Bewusstsein die absolute Grundlage der reinen Verstandesbegriffe abgeben. Diesem Selbstbewusstsein schreibt Kant das Vermögen einer »spontanen«, von allen Erfahrungen befreiten »Einbildungskraft« zu, in der die Formen des Denkens in ihrer Reinheit vorgestellt werden können. Die unmittelbare Selbstaffektion des Bewusstseins im Bei-sich-sein des reinen Verstandes verbürgt so die Wahrheit der in der Rückwendung aufgedeckten Bedingungen der Möglichkeit jeder Gegenstandserfahrung. Problematisch für diese Begründung wird indes die von Kant selbst angeführte Unbestimmtheit der höchsten synthetischen Einheit, dem »Ich denke«:

»Durch dieses Ich, oder Er, oder Es (das Ding), welches denket, wird nun nichts weiter als ein transzendentales Subjekt der Gedanken vorgestellt = X, welches nur durch die Gedanken, die seine Prädikate sind, erkannt wird, und wovon wir, abgesondert, niemals den mindesten Begriff haben können; um welches wir uns daher in einem beständigen Zirkel herumdrehen, indem wir uns seiner Vorstellung jederzeit schon bedienen müssen, um irgend etwas von ihm zu urteilen [...].⁵

Aufschlussreich an Kants freimütigem Zugeständnis ist der »Zirkel«, in dem sich jede Fundierung des Denkens bewegt, wenn sie auf einen letzten Punkt der Selbstidentität abzielt. Die Einheit des Subjekts kann als solche gar nicht zum Gegenstand einer Erkenntnis werden, da eine Reflexion immer schon von den Prädikaten ausgehen muss, die ihm zukommen. Oder allgemeiner ausgedrückt: Das Identische als Grundbestimmung bedarf paradoxerweise eines Anderen, Differenten, um erkannt werden zu können.

Ausgehend von dieser Aporie lässt sich die Transzentalphilosophie prinzipiell für eine historische oder lebensweltliche Betrachtung öffnen. Kann sich das denkende Subjekt der eigenen Voraussetzungen nur bemächtigen, indem es bereits historisch sedimentierte Begriffe aufnimmt, stellt sich die Frage, woher diese Begriffe kommen und inwiefern sie – entgegen der Überzeugung Kants – die Möglichkeiten einer Selbsterkenntnis präformieren. Anstatt also die Bedingungen des Wissens auf dem direkten Wege einer Selbstreflexion zu sichern, müsste eine Fundierung den Umweg über die Geschichte gehen. Doch auch die historische Rekonstruktion gibt den identitätslogischen Wahrheitsbegriff keineswegs preis. Mit dem Ziel einer Wiederaneignung und Vergegenwärtigung der Grundlagen des Denkens in einer Identität, sucht sie nach den materialistisch-gesellschaftlichen oder idealistisch-geistigen Ursachen der historischen Entwicklung. Das Ideal der geschichtlichen Erkenntnis

5 Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1974, B 404.

wäre es, im Rückgang auf ihre eigenen Ursprünge das Moment der zeitlichen Vermitteltheit des Wissens zu tilgen.⁶

Hingegen scheint die sprachtheoretische Reformulierung des transzendentalen Projekts der im mentalistischen Reflexionsparadigma angelegten paradoxen Identitätslogik zu entkommen, sofern sie die Sprache nicht als das Ausdrucksinstrument eines Subjekts begreift und ihr eine gewisse Autonomie zugestehst. Dazu muss sich die Theoretisierung allerdings vom klassischen Repräsentationsmodell der Sprache lösen. Solange die Bedeutung der Begriffe als Repräsentationen einer sprachexternen Wirklichkeit und die logische Form der Sprache als Abbild der Verstandesorganisation vorgestellt wird, führt eine Sprachanalyse lediglich das Projekt einer rationalen Erkenntnistheorie bzw. Ontologie mit anderen Mitteln fort, ohne deren fragwürdig gewordenen Prämissen aufzugeben. Stattdessen wäre Sprache als der einheitliche Bereich aufzufassen, in dem der Dualismus von Denken und Sein, Epistemologie und Ontologie keine strikte Geltung mehr hat.⁷ Sowohl intellektuelle Vorstellungen als auch Tatsachenbestimmungen der Dingwelt können nur in ihrer begrifflichen Benennung erkannt werden.

Auf diese Weise tritt die Bedeutungstheorie das Erbe der soeben holzschnittartig skizzierten epistemologischen Konstellation der Moderne an: Sie muss gewissermaßen die transzendentalen Bedingungen der Möglichkeit der sprachlich verfestigten Bedeutung aufzeigen und zugleich das historische Gewordensein der Begriffe berücksichtigen, die sie zur Freilegung dieser Voraussetzungen in Anschlag bringt. Da eine so verstandene Sprachphilosophie die Grundlagen der Sinnkonstitution ihrerseits sprachlich artikuliert, steht sie von Anfang an in dem von Kant angeführten identitätslogischen Begründungszirkel. Ihn kann sie nicht verlassen, aber sie kann ihm die aporetische Spitze nehmen, indem sie das darin aufscheinende Moment der Differenz als methodisch notwendig in Rechnung stellt und das Ideal einer unmittelbaren Gewissheit als unhaltbar entlarvt.

Damit wäre der Einsatzort der vorliegenden Studie in Grundzügen umrisSEN. Das identitätslogische Paradigma kann sowohl systematisch als auch historisch als erschöpft gelten. Mit Hegels spekulativer Dialektik, Wittgensteins sprachlogischen Untersuchungen sowie der von Derrida verfolgten Dekonstruktion liegen drei unterschiedliche sprachphilosophische Ansätze vor, die sich am Motiv einer fundamentalen Differenz orientieren. Hegels *Wissenschaft der Logik* entwirft eine gegen Kants transzendentale Deduktion gerichtete Kategorianalyse, in der die Denkbestimmungen nicht mehr als reine

6 Vgl. Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M. 1971, S. 271f.

7 Vgl. Pasternack, Gerhard: Repräsentation und Interpretation. In: Sandkühler, Hans-Jörg (Hg.): Welten in Zeichen – Sprache, Perspektivität, Interpretation. Frankfurt a. M. 2002, S. 169-192; hier S. 174f.

Formen des Verstandes vorgestellt werden, sondern als in die Sprache einge-lassene Begriffe, die sich nur in ihrem internen Zusammenhang explizieren lassen. Jeder Begriff muss, um eine Bedeutung zu erhalten, bereits auf andere Begriffe bezogen sein, und dieses Differenzverhältnis, von Hegel Negativität genannt, versetzt die sprachliche Sinnkonstitution in einen fortschreitenden Prozess der Ausdifferenzierung, ohne je auf einen letzten unmittelbaren Grund zu stoßen. Wittgensteins Erstlingswerk, der *Tractatus logico-philosophicus*, greift ein formales Verständnis der Logik an, wie es Russell und Frege vertreten, und zeigt, dass die transzendentale angesetzten logischen Elementar-formen sich weder begründen lassen noch zum Gegenstand einer sinnvollen Rede werden können. In der Fortführung seiner Arbeiten ab den dreißiger Jahren skizziert er dann eine eigenständige pragmatistische Bedeutungstheorie und beschreibt Sprache als Vielzahl von dispartaten und nicht verallgemeinerbaren Sprachspielen mit je eigenen Gebrauchsregeln. Derrida schließlich gewinnt vor allem in der Auseinandersetzung mit der strukturalistischen Lin-guistik einen fundamentalen Begriff des Textes bzw. der Schrift, der einzig auf rein differenziellen Beziehungen der Zeichen basiert und jeder konkreten Bedeutung vorausgeht. Da es aus seiner Sicht keinen Sinngehalt außerhalb des Textes gibt, auf den ein Zeichen verweisen könnte, lehnt er jede Form der transzendentalen oder ontologischen Begründung der Sprache in einer letzten Identität ab. Wie Derrida anhand von zahlreichen Beispielen nachweist, hat sich das abendländische Denken deshalb immer nur durch den Ausschluss und die Unterdrückung eines irreduzibel differenten Moments einer Wahrheit versichern können.

Die These der folgenden Betrachtungen lautet, dass die drei Autoren eine methodisch anspruchsvolle und komplexe Philosophie der Differenz vertre-ten, die einerseits eine radikale Kritik an überlieferten Begründungsmodellen liefert und andererseits eine neue Fundierung des Denkens ausgehend von sprachinternen Prozessen der Bedeutungszuschreibung versucht. Sprache taucht dabei weder als Repräsentation einer an sich bestehenden Wirklichkeit auf, noch wird sie auf ein festgefügtes und abgeschlossenes System von logi-schen Formen zurückgeführt. Sie ist vielmehr als ein in Bewegung befindli-ches und prinzipiell offenes Geflecht der Zeichenverweisung zu betrachten, das einer eigenen Zeitlichkeit folgt und sich deshalb nur im Verlauf darstellen lässt.

Damit ist ein zentrales methodisches Problemfeld angesprochen, dem sich Hegel, Wittgenstein und Derrida auf unterschiedliche Weise stellen: Inwiefern können solche fundamentalen Prozesse der sprachlichen Differenzierung begrifflich erfasst werden, ohne ihre Bewegung in einer festschreibenden und statischen Bestimmung sogleich wieder zu verdecken? Dazu bedarf es einer Explikationssprache, in deren Darstellungsweise sich das Darzustellende wi-derspiegelt und zum Ausdruck kommt, allerdings nicht mehr wie eine vor-

gängige substanzelle oder gegenständliche Einheit, sondern als Sinnzusammenhang, der erst mit der fortschreitenden Darstellung entsteht und verständlich wird.⁸ Statt der Repräsentation eines stabilen Grundes geht es der Differenzphilosophie um die Artikulation einer Logik des Prozesses. Diese soll vorläufig eine grammatische genannt werden, da sie auf die Verhältnisse der sprachlichen Elemente untereinander zielt und keine mentalen Vermögen oder eine Ordnung des Seins abbildet. Im Unterschied zum herkömmlichen Gebrauch des Ausdrucks ›Grammatik‹ im Sinne von konkreten Vorschriften, die festlegen, wie sich in einer bestimmten Sprache wohlgeformte Sätze bilden lassen, meint die hier angesprochene ›Logik der Grammatik‹ die unabdingbaren Voraussetzungen für das Funktionieren von sprachlicher Sinnkonstitution überhaupt.

Bevor auf die Schwierigkeiten eingegangen werden kann, die aus den angesprochenen methodischen Implikationen einer sprachimmanenten Herleitung der Bedeutung für die Darstellung der von Hegel, Wittgenstein und Derrida vertretenen Ansätze entstehen, sei in knapper Form die Beschränkung der Untersuchung auf gerade diese drei Denker erläutert. Denn schließlich, so könnte man einwenden, ließen sich eine ganze Reihe von philosophischen Entwürfen anführen, die insbesondere im 20. Jahrhundert versucht haben, die aufgezeigte Entgegenseitung von systematischer Ableitung und historischer Rekonstruktion sprachtheoretisch zu unterlaufen.⁹ Zudem vertreten Hegel, Wittgenstein und Derrida, trotz aller Nähe im Grundsätzlichen, bei genauerer Betrachtung doch eher heterogene, wenn nicht sogar in Teilen widersprechende Auffassungen von der Funktionsweise der Sprache und den Möglichkeiten ihrer Analyse; insofern scheint eine Kombination ihrer Ansichten wenig geeignet, um ein einheitliches Bild einer Differenzphilosophie zu zeichnen.

Dem ersten Einwand kann zunächst zugestanden werden, dass sich in der Tat mehr als die drei hier vorgestellten Positionen aufzählen lassen, in denen Sprache sowohl im Hinblick auf ihre Struktur als auch unter dem Aspekt der

-
- 8 In diesem Sinne erklärt auch Adorno in seiner *Negativen Dialektik*, »[...] warum der Philosophie ihre Darstellung nicht gleichgültig und äußerlich ist sondern ihrer Idee immanent« (Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt a. M. 1975, S. 29).
 - 9 Pasternack nennt neben dem »semiotischen Holismus«, der vor allem von Derrida, aber in gewisser Weise auch von Hegel und Wittgenstein vertreten wird, den »hermeneutischen Holismus« von Dilthey, Husserl, Heidegger und Gadamer sowie den »semantischen Holismus«, den etwa Hilary Putnam in seinen späteren Schriften entwickelt (vgl. Pasternack: Repräsentation und Interpretation, a.a.O., S. 174-186). Als weitere Beispiele lassen sich auch die von Kimmerle vorgestellten »Philosophien der Differenz« von Gilles Deleuze, Jean-François Lyotard, Luce Irigaray und Julia Kristeva anführen (vgl. Kimmerle, Heinz: Philosophien der Differenz. Eine Einführung. Würzburg 2000, S. 14ff.).

Genese in den Mittelpunkt der philosophischen Betrachtung rückt. Für die Auswahl von Hegel, Wittgenstein und Derrida als Leittheorien spricht indes gerade ihre Herkunft aus unterschiedlichen Kontexten und Traditionen. Wenn es gelingt, den im Deutschen Idealismus verankerten Systemdenker Hegel mit einem der Gründungsväter der angloamerikanischen Analytischen Philosophie sowie der im französischen Poststrukturalismus beheimateten Dekonstruktion in Beziehung zu setzen, dann zeigt man nicht nur eine interne Verbindung zwischen drei Autoren oder ihren Werken auf, sondern zugleich auch zwischen drei bislang allenfalls partiell miteinander kommunizierenden Denktraditionen.¹⁰

Damit ist bereits ein Hinweis gegeben, weshalb auch der zweite Einwand die im Folgenden entfaltete Konfiguration von Hegel, Wittgenstein und Derrida nicht trifft. Die Studie will keinen Theorievergleich durchführen, bei dem zunächst die drei Werke für sich und unabhängig voneinander vorgestellt und anschließend auf ihre Gemeinsamkeiten hin überprüft würden. Ihr Ziel liegt vielmehr darin, im Mit- und Gegeneinander der drei Positionen verschiedene Möglichkeiten eines Denkens der Differenz darzulegen, ohne es auf eine einheitliche Theoriesprache oder Zugangsweise einzuschränken. Um aber die Bandbreite der möglichen Konzeptionalisierungen einer sprachtheoretischen Differenzphilosophie wenigstens in ihren Umrissen exemplarisch zu verdeutlichen, sind weiter auseinander liegende Theoriebildungen besser geeignet als solche, die in einer engen terminologischen, inhaltlichen wie methodischen Nähe zueinander stehen.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach dem Verfahren, das in einem dreifachen Aufriss die jeweiligen Besonderheiten der Arbeiten von Hegel, Wittgenstein und Derrida berücksichtigen kann und gleichwohl an einer übergreifenden Problemstellung festhält. Da die Zusammenführung der drei Autoren selbst ein methodologisches Interesse verfolgt, sieht sich die Studie einem vergleichbaren Dilemma ausgesetzt wie die von ihr betrachteten

10 In der Analytischen Philosophie macht sich in jüngster Zeit ein neues Interesse an Hegel bemerkbar (vgl. den instruktiven Überblick von Welsch, Wolfgang: Hegel und die analytische Philosophie. In: *Information Philosophie*, 2000, Nr. 1, S. 7-23); ihre Rezeption des Poststrukturalismus kann hingegen als verhalten charakterisiert werden (vgl. allerdings Garver, Newton/Lee, Seung-Chong: Derrida & Wittgenstein. Philadelphia 1994; Wheeler, Samuel: *Deconstruction as Analytic Philosophy*. Stanford 2000). Gleichermaßen gilt umgekehrt für die Aufmerksamkeit, die der Analytischen Philosophie in eher poststrukturalistischen Ansätzen zuteil wird. Insbesondere die neuere französische Philosophie und ihr Umfeld hat jedoch immer wieder eine kritische Auseinandersetzung mit der Hegel'schen Dialektik gesucht (dazu exemplarisch den Sammelband von Barnett, Stuart (Hg.): *Hegel after Derrida*. London 1998). Aufgrund ihres Anspruchs einer historisch authentischen Rekonstruktion erweist sich die philologische Forschung zum Deutschen Idealismus als weitgehend verschlossen gegenüber neueren Methodendiskussionen.

Theorien: Die Herleitung ihrer eigenen Methode kann sich streng genommen erst im Verlauf der Darstellung ergeben. Eine solche Auskunft jedoch scheint denkbar unbefriedigend, denn ohne einen wie immer auch vagen Vorgriff auf das zu erwartende Ergebnis läuft die Untersuchung Gefahr, sich ziellos in der Fülle des Materials zu verlieren. Obwohl also keine adäquate Methode zur Verfügung steht, kann man dennoch, ähnlich wie Hegel in seinen Vorräten, zunächst einige bekannte methodologische Konzepte abweisen und auf dieser negativen Folie minimale Kriterien der eigenen Darstellungsweise formulieren.

Das betrifft erstens die Frage nach dem Verstehen von historischen Texten. Eine traditionelle philologische Interpretation verlangt, nicht nur die Schriften des betrachteten Autors möglichst umfassend zu berücksichtigen, sondern ebenfalls das Umfeld ihrer Entstehung heranzuziehen, um auf diese Weise ein historisches Verständnis für das tatsächlich Gemeinte zu erlangen. Eng damit verbunden ist die Vorstellung der Beeinflussung durch andere zeitgenössische Texte oder zeitlich vorhergehende Denker. Sie ist die Voraussetzung, um größere ideengeschichtliche Entwicklungslinien nachzuvollziehen, die sich gemäß der chronologischen Abfolge der Theorieentwürfe gliedern. Nun fügt sich jedoch die Beziehung zwischen Hegel, Wittgenstein und Derrida keiner kontinuierlichen zeitlichen Folge, so als bilde die Dialektik den Ausgangspunkt einer Überlegung, die über die logische Sprachanalyse vermittelt schließlich in die Dekonstruktion mündet. Darüber hinaus orientiert sich eine philologische Interpretation an dem Ideal einer ursprünglichen Autointention, deren Wahrheit es wiederherzustellen gilt. Sie gehört demnach noch in jenes identitätslogische Dispositiv, gegen das sich die Differenztheorie wendet und das hier in Frage steht. Eine historisch-philologische Rekonstruktion, die Hegel, Wittgenstein und Derrida entweder in die Stufenfolge einer kontinuierlichen Entwicklung einordnet oder jeden Denker getrennt und allein aus seinem eigenen Kontext heraus verstehen will, scheint daher wenig geeignet, um eine differenztheoretische Konstellation zu beschreiben.¹¹

Im Gegensatz zu einer historisierenden Betrachtung könnte man die hier versuchte Zusammenführung von unterschiedlichen Theorieentwürfen mit einem Ausdruck Jacob Taubes als eine »gegenstrebige Fügung«¹² bezeichnen.

11 Damit soll einer historisch-philologischen Rekonstruktion nicht jede Berechtigung abgesprochen sein. Wo sie allerdings mit dem Anspruch auftritt, die Wahrheit eines Textes ergründen zu können, ist sie mit dem Verweis auf die Unhaltbarkeit ihres identitätslogischen Geschichtsverständnisses abzulehnen.

12 Taubes übersetzt mit dieser gegückten Wendung ein Fragment von Heraklit, das in der Übertragung von Diels lautet: »Sie verstehen nicht, wie es auseinander getragen mit sich selbst im Sinn zusammengeht: gegenstrebige Vereinigung wie die des Bogens und der Leier.« (Diels, Hermann: Die Fragmente der Vorsokratiker. Nach der von Walther Kranz hrsg. achtten Auflage, Hamburg 1957, S.

Mit ihrer Hilfe sollen Korrespondenzen zwischen thematisch ähnlichen Aspekten der drei Ansätze hergestellt werden, unabhängig davon, ob die Autoren sich explizit aufeinander bezogen haben. Eine Fügung erlaubt es, in nicht pejorativer Weise »anachronistisch« vorzugehen. Die Beziehungen, die sie zwischen den drei Denkern hervorbringt, folgen keiner geschichtlichen Zeit, sie bewegen sich eher in den räumlichen Dimensionen der Nähe und der Ferne. Ein solcher Interpretationsraum existiert indes nicht vor der durchgeführten Analyse und lässt sich nicht wie ein vorhandenes Methodegerüst über die untersuchten Textausschnitte legen. Er öffnet sich erst in den spezifischen Differenzen, die im Verlauf der Studie zwischen den drei Positionen, im Kontrast ihrer Einstellungen zu einem gemeinsamen thematischen Bereich, herausgearbeitet werden. Diese besondere Interpretationsweise, die ausgehend von thematischen Überschneidungen nach den Abständen fragt, lässt sich als ein »Denkraum« charakterisieren.¹³ Und da die Suche nach einem anderen Darstellungsverfahren zugleich als Leitfaden der Betrachtung dient, muss anhand von Hegels, Wittgensteins und Derridas Entwürfen einer sprachtheoretischen Differenzphilosophie selbst gezeigt werden, inwiefern sie ein Denken des Raumes vorbereiten.

Greift der erste methodologische Komplex das Problem der Geschichte auf, lässt sich in einem zweiten Schritt nach den systematischen Voraussetzungen der Darstellung fragen. Ein rein systematischer Zugang, etwa in Form eines Theorievergleichs, geht gewöhnlich von einem Dritten aus, in dem sich die zu vergleichenden Werke treffen. Dies kann entweder ein zugrunde liegender gemeinsamer Gegenstand sein oder auch eine allgemeine und umfassende Theorie bzw. Metatheorie, die es erlaubt, die betrachteten Werke in einen vorgegebenen Gesamtrahmen einzuordnen und sie als verschiedene Ausformungen eines großen Ganzen wahrzunehmen. Nach dem bisher Gesagten jedoch kann sich die Freilegung eines Denkraumes zwischen Hegel, Wittgenstein und Derrida nicht vorab auf einen bereits bekannten Gegenstand oder eine ausgearbeitete Theorie berufen. Als ein gemeinsames Thema kann sich das Differenztheorem erst im Kontrast der Positionen zueinander erweisen. Zudem richtet sich ein Vergleich in erster Linie an den Übereinstimmungen,

26f., Frag. 51) Zu Taubes vgl. Taubes, Jacob: Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung. Berlin 1987.

13 Der Begriff des Denkraumes kommt ebenfalls in der von Dieter Henrich angestoßenen Konstellationsforschung zum Einsatz, wird dort allerdings auf eine historisch begrenzte und homogene Konstellation von Personen und Theorieentwürfen angewendet (vgl. Stamm, Marcelo: Konstellationsforschung – Ein Methodenprofil: Motive und Perspektiven. In: Muslow, Martin/ders. (Hg.): Konstellationsforschung. Frankfurt a. M. 2005, S. 31-73). In Abgrenzung dazu bezeichnet der Denkraum hier eine Pluralität von Positionen, die sich weder auf eine fest umrissene Zeitspanne reduzieren lassen noch notwendigerweise aufeinander Bezug nehmen müssen.

den identischen Momenten aus und liest die Unterschiede, zumindest wenn sie unvereinbar scheinen, als Chiffre für ein Scheitern der Gegenüberstellung. Dementgegen setzt die Situierung in einem Denkraum die Differenzen produktiv ein. Nicht die Verringerung der Abstände und die Reduktion auf ein einheitliches Prinzip wäre das Ziel. Vielmehr gilt es, gerade die Verschiedenheiten festzuhalten, damit die Reichweite und Vielgestaltigkeit der Differenzphilosophie in den Blick kommen kann.

Gleichwohl bestreitet das anvisierte Verfahren keineswegs gewisse thematische Ähnlichkeiten und partielle Überschneidungen zwischen den analysierten Ansätzen. Das schlechterdings Unvergleichbare ließe sich überhaupt nicht in Beziehung setzen. Die Untersuchung orientiert sich deshalb an einer Reihe von Fragekomplexen, die sich aus dem skizzierten Einsatzort einer sprachtheoretischen Differenzphilosophie ergeben, und stellt für jeden dieser Komplexe nacheinander einschlägige Texte oder Textstellen von Hegel, Wittgenstein und Derrida zusammen, die darauf eine Antwort geben können. Der Aufbau der einzelnen Kapitel folgt somit einerseits einer gemeinsamen thematischen Leitfrage und erlaubt es andererseits, in den Unterabschnitten auf die Besonderheiten des jeweiligen Denkens einzugehen. Im Wechsel der Perspektiven können die jeweils vorhergehenden Konzeptionen als Kontrastfolie benutzt werden, von der sich die Position des aktuell behandelten Theoretikers abheben und konturieren lässt. Auf diese Weise entsteht im Verlauf der Darlegung ein komplexer werdendes Netz von Ähnlichkeiten und Unterschieden, Nähe- und Distanzverhältnissen, das schrittweise den Raum eines Differenzdenkens zwischen Hegel, Wittgenstein und Derrida aufspannt.

Ein solches Vorgehen fordert allerdings den Verzicht auf den Anspruch, die einzelnen Werke in der Gesamtheit ihrer eigenen Entwicklung vorzustellen. Die Zuspitzung auf bestimmte Fragekomplexe führt zwangsläufig zu einer Fokussierung der Interpretation und rückt zuweilen Aspekte, Textstellen oder Begriffe in den Vordergrund, die in einer Einzelbetrachtung vielleicht als nebensächlich oder vernachlässigbar erscheinen würden. Insofern haftet der »gegenstrebigen Fügung« – das Syntagma bringt es bereits zum Ausdruck – unleugbar eine gewisse Gewalttätigkeit an. Macht man sich jedoch klar, dass auch eine philologisch-historische Auslegung, die im Namen des Autors zu sprechen glaubt, sich einer nicht minder gewalttätigen Geste bedient, wenn sie die Wahrheit eines Textes als ihren Besitz reklamiert, dann lässt sich das hier gewählte Vorgehen zumindest insofern rechtfertigen, als es die Forderung nach authentischer Wiederherstellung des ursprünglich Intendierten aufgibt. Die Eröffnung eines Denkraumes hat weder eine systematische noch eine historische Begründung des Denkens im Namen der Wahrheit zum Ziel. Sie will zeigen, inwiefern beide Begründungsstrategien notwendigerweise intern aufeinander verwiesen bleiben und dass sich ihre Verstrickung nicht einseitig auflösen lässt. Zwischen ihnen klafft eine Lücke der Kontingenz

oder Unbestimmtheit.¹⁴ Das aber bedeutet, die Bezugnahme auf die Texte der Überlieferung kann deren Bedeutung nicht so wiederherstellen, wie sie ›ursprünglich‹ und ›wirklich‹ gemeint waren. Jede Interpretation ist daher, wie Adorno sagt, »prinzipiell Überinterpretation«.¹⁵ Eine Auffächerung des von Hegel, Wittgenstein und Derrida vertretenen Differenzdenkens kann diesem Moment des Uneinholbaren Rechnung tragen, wenn sie die drei Theorien als gegenstrebige Fügung eines offenen Denkraums interpretiert und auf diese Weise dem Differenten einen Ausdruck verschafft, ohne es auf einen identischen Begriff oder gemeinsamen Grund bringen zu wollen.

In Anlehnung an diese vorläufige Charakterisierung des Denkraumes gliedert sich die Studie in zwei große Teile. Der erste Teil beschäftigt sich hauptsächlich mit den verschiedenen Modellen, die es ermöglichen sollen, eine sprachimmanente Bedeutungstheorie jenseits des Repräsentationsmodells zu konzipieren (1. Kapitel). Daran schließt sich die Frage nach dem Verbleib der Wesensdimension an (2. Kapitel). Da die Zeichen ihre Bedeutung nicht mehr durch die Referenz auf eine sprachexterne Welt erhalten, muss geklärt werden, auf welche andere Grundlage sie sich stützen können. Innerhalb ihres eigenen Deutungsrahmens sind Wittgenstein, Hegel und Derrida der Überzeugung, dass sich der Vorgang der Sinnkonstitution nur noch als ein reiner Prozess der Differenzierung beschreiben lässt. Die Bewegung, auf der die Sprache aufbaut, korreliert aber mit einer fundamentalen Zeitlichkeit. Inwiefern sich diese Zeitbetrachtung von der Vorstellung einer linear verlaufenden Geschichte abhebt, thematisiert das 3. Kapitel.

Der zweite Teil der Untersuchung sucht dann vor dem Hintergrund der im ersten Teil erarbeiteten grammatischen Logik der Sprache nach den methodischen Konsequenzen, die daraus für eine Philosophie der Differenz folgen. Ausgehend von der Kritik, die Derrida, Wittgenstein und Hegel gegen das mentalistische Reflexionsparadigma vorbringen, entwickeln sie jeweils andere philosophische Darstellungsweisen, in denen die Prozessualität der Sprache selbst zum Ausdruck kommen kann (4. Kapitel). Dabei stützen sie sich auf eine eigentümliche Selbstreferenzialität der Sprache: Die syntaktische Form der begrifflichen Vermittlung transportiert ein überschießendes Moment der Differenz, das sich semantisch nicht einholen lässt. Was sich auf diesem Wege artikuliert, ohne gegenständlich zu werden, ist jedoch nichts anderes als die fundamentale Zeitlichkeit der Bedeutungskonstitution. Wie im 5. Kapitel dargelegt wird, lässt sich diese Zeitigung des sprachlichen Prozesses in Begriffen

14 Die Einsicht in die Unbestimmtheit der Gründungskategorien ist laut Gerhard Gamm zentral für die Philosophie des 20. Jahrhunderts insgesamt geworden (vgl. Gamm, Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang aus der Moderne. Frankfurt a. M. 1994, S. 22).

15 Vgl. Adorno, Theodor W.: Der Essay als Form. In: ders.: Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften Bd. 2, Frankfurt a. M. 1974, S. 9-33; hier S. 10.

des Raumes explizieren. Als vorausgehende Bedingung aller begrifflichen Erkenntnis öffnet die immanente Zeitlichkeit der Sprache einen ebenso logischen wie historischen Raum. Weil dieser Raum den Horizont der sinnvollen Rede absteckt, bestimmt er zugleich die Konzepte, mit denen sich Geschichtliches aneignen und verstehen lässt.

Eine mit »Perspektiven« überschriebene Schlussbetrachtung greift abschließend erneut die in der Einleitung angerissenen Überlegungen zum Konzept des Denkraumes auf und zeigt im Rückblick auf die gesamte Studie, inwieweit eine Differenzphilosophie im Anschluss an Hegel, Wittgenstein und Derrida den Gegensatz von System und Geschichte zu überwinden vermag.

